

# Simone Keller glänzt im Kulturprekariat

Wie eine freie Künstlerin durch die Corona-Krise kommt

CORINNE HOLTZ

Sie spielt, wovor sich andere fürchten: Uraufführungen, jüngst von Edu Hauenbäck – wäre das Konzert nicht abgesagt worden. Sie hebt ans Licht, was vergessen ging: Musik von Frauen, etwa von Ruth Crawford Seeger und Julia Amanda Perry, oder Minimal Music des amerikanischen Aussenseiters Julius Eastman. Sie initiiert interdisziplinäre Formate und Vermittlungsprojekte gemeinsam mit dem Regisseur Philip Bartels in der eigenen Produktionsfirma Ox & Öl. Sie gewinnt Preise und steht mit ihrem Klavierquartett Kukuruz im Jahr 2018 auf Bestenlisten in den USA – neben Klassik-Stars wie Hilary Hahn und Igor Levit. Und unlängst, am 4. Februar, hat Simone Keller ohne Publikum einen der angesehensten Kulturpreise der Schweiz entgegennehmen können: den Conrad-Ferdinand-Meyer-Preis 2021.

Wie kommt es, dass diese herausragende Pianistin auf dem freien Markt kaum das Existenzminimum erwirtschaften kann? «Freischaffende, insbesondere im experimentellen Bereich, haben keine grosse Lobby. Auch im reichsten Land der Welt kann ich mit einem überdurchschnittlichen Arbeitseinsatz nur knapp von meinem Einkommen und den verschiedenen Fördermöglichkeiten leben», sagt Simone Keller. Sie behauptet sich trotzdem seit 15 Jahren als freischaffende Musikerin und tut dies aus Überzeugung.

## Kunst mit Risiko

«Unabhängigkeit ist ein hohes Gut. Gleichzeitig möchte ich einen gesellschaftlichen Beitrag leisten: In meiner Arbeit stehen Diversität und Inklusion im Zentrum und nicht die narzisstische Selbstverwirklichung.» Künstler mit Anstellungen geben ihr in der gegenwärtigen Krise zu verstehen, sie habe für die selbstgewählte Freiheit einen Preis zu bezahlen. «Dahinter steckt oft Unkenntnis meiner Arbeitsrealität oder schlicht Neid», sagt Simone Keller. Viele abgesicherte Kulturschaffende mit einer gut bezahlten Stelle an einer Hochschule hadern. Sie übernehmen nebst der Lehre Managementfunktionen und entfernen sich dem Wunsch, künstlerisch tätig zu sein. Freischaffende hingegen sind intrinsisch motiviert und oft bereit, für



Kunst mit allen Mitteln: die Schweizer Pianistin Simone Keller.

DORIS KESSLER

ihre Auftrittsmöglichkeiten das Risiko allein zu tragen.

Von dieser Haltung profitieren Veranstalter, die nicht selten Verträge zu ihren Gunsten aufsetzen. Muss das Konzert unverschuldet, etwa wegen der Corona-Massnahmen, abgesagt werden, unterschreibt der Musiker, keinen Anspruch auf eine Ausfallentschädigung zu haben. Das Festival Wien modern liess sich 2020 auf zähe Verhandlungen ein und modifizierte schliesslich die unfaire Klausel. Anders verfuhr das Festival Musikdorf Ernen. Es erhielt das Engagement mündlich, ohne Vertrag, aufrecht. Wer dann als Folge der Programmanpassungen nicht auftreten konnte, ging leer aus. «In der Krise leiden beide Seiten», sagt Simone Keller, die im Vorstand des Berufsverbandes Sonart mitarbeitet und Einblick in unterschiedlichste Arbeits-

verhältnisse hat. «Die meisten Veranstalter haben kein Interesse daran, uns Künstler ausbluten zu lassen. Ich konnte oft im Gespräch eine Einigung finden, das Risiko hälftig zu teilen.»

Simone Keller arbeitet 3000 Stunden pro Jahr und wendet für ein Konzert durchschnittlich 40 Stunden auf. «Einberechnet sind Üben, Proben, Verhandeln, Konzipieren und Kommunizieren. Das ergibt bei der Durchschnittsgage von 545 Franken einen Stundenlohn von 16 Franken. Hinzu kommen bei mir monatlich rund 70 Stunden unbezahlte Freiwilligenarbeit in sozialen Institutionen wie Gefängnissen, Schulhäusern und Asylzentren.»

Die Tarife des Schweizerischen Musikverbands sind Empfehlungen und für Veranstalter nicht bindend. Grosse Institutionen bieten durchaus Verhand-

lungsspielraum, so er denn genutzt wird. «Viele haben Angst, mehr zu verlangen, als angeboten wird. Ich habe lernen müssen, für mich einzustehen. Wer unter dem Minimaltarif spielt, schadet nicht nur sich selbst, sondern zerstört den Markt.»

Der hierarchische Mechanismus wurzelt oft schon im Musikstudium. Die Schattenseiten sind inzwischen ans Licht gekommen: Jede fünfte Frau und jeder dreissigste Mann wurden in der Ausbildung sexuell belästigt, dies ergab die 2004 erhobene Studie des Frauen Musik Forum Schweiz. Vier von fünf Bühnenkünstlern erleben im Alltag an Theatern und Filmsets sexuelle Übergriffe. 69 Prozent davon sind Frauen, die Akteure sind zu 71 Prozent einzelne Männer. Das ergab die Umfrage des Schweizerischen Bühnenkünstlerverbandes im Jahr 2020. «Das Theater ist noch anfälliger für

Machogehabe. Es hält sich im hierarchischen Gefüge mit vielen Menschen hartnäckiger als im Konzertbetrieb», sagt Simone Keller.

Keller selbst hat Formen von verbaler Gewalt miterlebt, und zwar als Zuzügerin im Orchester. «Hundert Leute sitzen da und schauen zu, wie ein Dirigent eine einzelne Person fertigmacht.» Die Erfahrungen wirkten toxisch: «Mir hat das psychisch zu schaffen gemacht, und ich habe mich aus solchen Strukturen bewusst wegbewegt.»

Woher bezieht Simone Keller die Kraft? Sie ist in einer Bauernfamilie aufgewachsen und hat eine exemplarische Emanzipationsgeschichte durchgestanden. Zuerst ein schüchternes Kind, das kaum spricht; später eine Schülerin, die in den Redestrik tritt; dann eine junge Frau, die sich in die Musik zurückzieht und sagt: Das ist meine Sprache. Mit dem Generalabonnement fährt sie nicht nur ins Gymnasium, sondern so oft wie möglich nach Zürich ins Schauspielhaus. «Es war wie eine Sucht», sagt Keller. Sie lebte über Jahre in einer Parallelwelt. «Viele Stücke habe ich sieben, acht, neun Mal gesehen. Zuerst Konservatives in der Ära Gerd Leo Kuck. Dann kam Christoph Marthaler, und Welten gingen auf.»

## «Ein produktiver Zustand»

«Ein Live-Stück kann nicht einfach abgefilmt werden», sagt Simone Keller mit Blick auf die Segnungen der Digitalisierung. Film und Video sind für sie andere Kunstformen. Lieber handelt sie eine Verschiebung der Produktion aus, als mit einem misslungenen Live-Stream ein Produkt zu versenken. So hat die Truppe ein Uraufführungstück zu probieren begonnen, obwohl die Aussicht auf eine Aufführung im März gering war. Jessie Marinos «Eight New Songs for a Mad Kingdom» hat das Sogar-Theater vorerst auf nächstes Jahr geschoben.

«Krise ist ein produktiver Zustand. Man muss ihr nur den Beigeschmack der Katastrophe nehmen.» Diesem Satz von Max Frisch können sich derzeit viele Kulturschaffende anschliessen. Frisch hat 1939, als noch unkritischer Zeitgenosse, ebenfalls den Conrad-Ferdinand-Meyer-Preis erhalten: als Deutschland den Zweiten Weltkrieg anfang und die Macht der Resilienz noch kaum erforscht war.

# Nicht der beste, aber ein sehr interessanter Politiker

Boris Johnson ist eine schwer zu durchschauende Figur – eine Biografie versucht, die Persönlichkeit des Briten zu skizzieren

ULRICH SCHLIE

Am Ende des ersten Corona-Jahres hatte der britische Premierminister Boris Johnson Grund zum Feiern: Nach zähem Ringen konnte er den Abschluss des Freihandels-Deals zwischen der Europäischen Union und dem Vereinigten Königreich verkünden. Für eine abschliessende Bewertung des Abkommens ist es gewiss zu früh. Die Bezeichnung «historisch» aber wird dem Vertrag auf jeden Fall gebühren. Mit welchem Eintrag indes Johnson ins Buch der Geschichte eingeht, wird wesentlich auch davon abhängen, wie er die selbst gestellte Aufgabe «Get Brexit done» bewältigt.

Die schon wiederholt verbreiteten Nachrichten vom vorzeitigen Aus des konservativen Politikers haben sich bisher ein jedes Mal als verfrüht erwiesen. Johnson hat seine Gegner – und er hat viele – immer wieder überrascht. Er begreift Politik als Bühne und beherrscht die Kunst der Darstellung. Mit seinen Auftritten will er immer auch unterhalten, die Rolle des Erziehers der Nation ist ihm weniger auf den Leib geschnitten. Im Vergleich etwa mit dem dreizehn Jahre jüngeren französischen Staatspräsidenten Emmanuel Macron wirkt der Mittfünfziger noch immer etwas jungenhaft-unfertig.

Jan Ross, politischer Redaktor der Wochenzeitung «Die Zeit», hat es ganz offensichtlich gereizt, sich auf die Suche nach der eigentlichen Persönlichkeit hinter der Bühnenfigur Boris Johnson zu begeben. Leitend war dabei die Überlegung, dass Johnson zwar nicht der mächtigste Staatsmann seiner Zeit «und schwerlich der beste, aber vielleicht der interessanteste» sei.

## Schlendern mit Schlusspurt

Die Kunst des Zeichnens ist das Weglassen. Jan Ross will gar nicht beanspruchen, eine umfassende Lebensbeschreibung vorgelegt zu haben. Er beschränkt sich auf eine Charakterskizze, und weil er ein feinsinniger Beobachter und dazu ein glänzender Stilist ist, gelingt ihm dies fulminant. Ausführlich beschreibt er die familiären Hintergründe: den brillant-unsteten Vater, der wegen eines Aprilscherzes seinen Job bei der Weltbank verlor, die prägende Persönlichkeit der Mutter, der frühen Einschnitt der Trennung der Eltern, die in der Schulzeit geweckte Liebe zu den humanistischen Fächern, aber auch die Lust am Wettbewerb und an der Zurschaustellung, das bunte Treiben in Oxford und die in allen Stufen bewiesene Fähigkeit, Gefolgschaft sicherzustellen. Schon dem Eton-Zögling Boris wurde das Schlen-

dem mit gelegentlichem Schlusspurt als bevorzugte Gangart attestiert.

Ross erkennt bei Johnson ein «eigenartiges Wechselspiel von Ehrgeiz und Schalkhaftigkeit» und verortet es auch im scheinbar widersprüchlichen Bestreben, «im Establishment zugelassen und anerkannt zu sein – und ihm gleichzeitig eine Nase zu drehen». Zu diesem Zug passt Johnsons ambivalente Haltung zu Europa. Als junger Korrespondent des «Daily Telegraph» bediente er virtuos die bekannten Klischees des Kommissions-Bashings. Des Beifalls seiner europaskeptischen Leserschaft konnte er sich dafür sicher sein.

Er lieferte die Stichworte für die im Vereinigten Königreich beliebte Europakritik, und doch wäre es ein Fehlurteil, wenn man davon ausginge, dass sich Johnson die von ihm vertretenen Meinungen vollumfänglich zu eigen gemacht hätte. Jene Wetterwendigkeit hat ihn später wohl dazu befähigt, zuerst ins Kabinett seiner parteiinternen Rivalin Theresa May als Aussenminister einzutreten, um ihr dann über die Brexit-Frage den offenen Kampf anzusagen, aus der Regierung auszuscheiden und anschliessend das Rennen um den Vorsitz der Konservativen für sich zu entscheiden. Johnson fehlt es nicht an Chuzpe. Wenn es darauf ankommt, wirft er seinen Hut in den Ring, und man

kann davon ausgehen, dass seine Coups strategisch vorbereitet sind.

Vor diesem Hintergrund erhält auch die Brexit-Karte, die in der politischen Auseinandersetzung genutzt wird, etwas Spielerhaftes, auch im Wissen darum, dass es trotz lauten Protesten noch immer eine gefühlte Mehrheit der «leavers» gibt und sich mit Brexit leicht eine ambitionierte britische und globale Agenda zugleich verknüpfen lässt. Boris Johnson ist scheinbar für jeden politischen Kniff zu haben, wenn es der eigenen Mehrheit zugutekommt. Doch in der Anti-Migrations-Kampagne in der Brexit-Auseinandersetzung waren auch für ihn, dessen Grossvater türkischstämmig war, rote Linien gesetzt.

## Ego, Humor und Sympathie

Hat Boris Johnson Überzeugungen? Jan Ross bezeichnet ihn als liberalen Konservativen, für den, wenn überhaupt etwas, der Freiheitsbegriff von zentraler Bedeutung sei, doch wirklich sicher scheint sich der Biograf nicht zu sein. Mit Dogmen jedenfalls kann Johnson wenig anfangen.

Wer begreifen will, wie Boris Johnson tickt, sollte in dem 2014 von ihm verfassten Bestseller «The Churchill Factor. How One Man Made History» nachlesen. Mit erfrischender Offen-

heit macht Johnson darin dem Kriegspremierminister eine Liebeserklärung, die auch viel über ihn selbst verrät. Als Politiker, so hat er darin geschrieben, sei er nicht würdig, Churchill die Schuhriemen zu lösen. Der Stolz auf das von Churchill Erreichte wird dabei so vorgebracht, dass es auch auf ihn abfärben möge. Johnson attestiert Churchill insbesondere Eigenschaften, die er wohl auch für sich beanspruchen möchte: ein titanisches Ego, Humor und Ironie, tiefe Menschlichkeit und Sympathie für andere Menschen.

Schon in der Einleitung des Buches findet sich der aufschlussreiche Satz, dass Churchill, auch an den Standards seiner Zeit gemessen, als politisch inkorrekt zu gelten habe. Churchill war zuerst Krieger und dann Politiker. Er bekam seinen Sieg und kostete ihn aus. Auch Boris Johnson versteht sich auf blitzartige Überraschungen, und er weiss es, seine Siege auszukosten. Doch auch wenn man sich in Johnsons Werk vertieft: Man kann ihn nicht lesen wie ein offenes Buch. Boris Johnson ist auch eine Kunstfigur. Nicht zu viel von sich preiszugeben, dies ist eines seiner Erfolgsgeheimnisse.

Jan Ross: Boris Johnson. Porträt eines Störenfrieds. Verlag Rowohlt Berlin, Berlin 2020. 173 S., Fr. 28.90.